Der Stockschlag.

Von E. Fourrier. — Autorisirte Uebersetzung von A. Friedheim.

I.

„Es ist schon ½8, und der Vater ist noch nicht zurück", sagte Frau Hubard, zu ihrem Sohn gewendet, „er wird wieder mit einem Rausch heimkommen. Jeden Sonntag wiederholt sich das, — wir können warten, und das Essen wird kalt."

Der Sohn, ein junger, 16jähriger, blasser Mensch mit klugem Gesicht, schloß das Buch, in dem er gelesen hatte.

„Du weißt doch, daß es stets so ist, warum redest Du noch darüber."

In dem kleinen Hinterzimmer einer Tischlerwerkstatt in der Rue de Verles zu Reims wurde dieses Gespräch geführt.

Hubard war als Tischler wohl schon über 23 Jahre in der Stadt ansässig. Er war ein braver Mann: Nur einen Fehler hatte er: er sprach der Flasche gern zu, wenn auch nur einmal in der Woche, am Sonntag.

In dem ganzen Stadtviertel war Hubard als guter, zuverlässiger Arbeiter bekannt, und sein Haushalt galt als musterhaft und glücklich. Wenn der Tischler und seine Frau auch dann und wann uneins waren, so traf dies noch nie zu, sobald es sich um ihren Sohn handelte, den sie zärtlich liebten, und für den ihnen kein Opfer zu schwer gewesen wäre.

André verdiente diese Liebe aber auch. Klug und fleißig, hatte er schon als Knabe stets Lob und Anerkennung von seinen Lehrern geerntet, die sich für den begabten Schüler so interessirten, daß sie den Vater von seiner ursprünglichen Idee, den Knaben sein Handwerk zu lehren, abbrachten. Hubard hatte kein Vermögen, aber mit eisernem Fleiß setzte er es durch, das nöthige Schulgeld für seinen Sohn zu verdienen. Und nun stand André vor dem Abiturienten-Examen, und es war so gut wie sicher, daß er gleich darauf ein Stipendium erhalten würde, um dann Mathematik zu studiren.

Freilich hatte der junge Mensch in all den Jahren nichts weiter als seine Bücher gekannt, die waren ihm das Liebste, dafür ließ er jede Zerstreuung im Stich.

Ordentlich stolz klang es, wenn der Vater oder die Mutter sagten „unser André", und manch ein Elternpaar aus dem Stadtviertel, wo die Hubards bekannt waren, wünschte sich im Stillen solchen Sohn.

II.

Die Uhr in der kleinen Stube schlug gerade die achte Stunde, als auf dem Flur die Schritte des Tischlers vernehmbar wurden. Er war ein Mann von vielleicht 48 Jahren, groß und kräftig gebaut, mit breiten Schultern und leicht ergrautem Schläfenhaar. Die Züge waren etwas grob, aber in jungen Jahren mußte Hubard ein schöner Mann gewesen sein.

„Na, kommst Du endlich!" rief seine Frau ärgerlich, „eine Stunde warten wir schon mit dem Essen auf Dich."

„Das ist Deine Schuld, warum eßt Ihr nicht", sagte der Tischler, der einen kleinen Spitz hatte, „wie oft hab' ich Dir schon gesagt, daß Ihr nicht auf mich warten sollt!"

Er zog seinen Rock aus und breitete ihn vorsichtig über eine Stuhllehne.

„Wo bist Du denn so lange gewesen?"

„In der Kirche! ... Bist Du nun zufrieden? — Und Du, André, was hast Du den ganzen Nachmittag gemacht? Du hast sicher wieder über Deinen Büchern gehockt? Am Sonntag muß ein junger Mensch wie Du sich mit seinesgleichen tummeln!"

„Ich stehe aber kurz vor dem Examen, Vater."

„Ach was, darum brauchst Du Dich nicht krank zu lernen, und wenn Du das Stipendium wirklich nicht bekommst, sind wir, Deine Eltern, doch auch noch da!"

„Ihr habt schon genug Opfer für mich gebracht", antwortete André.

Während dieser Reden setzten sie sich an den Tisch und die Mahlzeit dauerte länger als sonst. Vater Hubard war guter Laune und holte aus einer „besonderen" Ecke, wie er sagte, eine Flasche Wein. Er trank auf das glückliche Examen des Sohnes, und dann zog er seinen Rock wieder an.

„Willst Du etwa wieder ausgehen? Hast Du heute Nachmittag noch nicht genug gehabt?", rief Frau Hubard.

„Reg' Dich nicht auf, Frau, um 11 Uhr bin ich wieder da. Ich habe mich mit Freunden verabredet."

„Nette Freunde, die Du um solche Zeit triffst, Du weißt doch, daß Du Dich immer beschwatzen läßt, Du kommst wieder erst um 5 Uhr Morgens heim, und dann kannst Du am andern Tag nicht arbeiten, bist krank — und morgen bist Du gerade zu Herrn Collin bestellt."

„Die Arbeit wird schon gemacht werden, sei ganz ruhig."

Frau Hubards Einwendungen waren vergeblich; der Tischler lachte sie aus, nahm seinen dicken Knotenstock und ging fort.

III.

André hatte dem Vorgang zwischen den Eltern weiter keine Aufmerksamkeit geschenkt; er war daran gewöhnt, das wiederholte sich jeden Sonntag. Während seine Mutter den Tisch abräumte, nahm er seine Bücher wieder vor.

„Es ist doch faktisch unmöglich, Vater zu Haus zu halten."

„Darum thätest Du auch besser, ihn in Ruhe zu lassen; Vater arbeitet die ganze Woche, da will er am Sonntag eine Abwechslung haben."

„Ich verlange doch nicht viel; er mag ja sein Glas Bier trinken, aber wenn er die Nacht über fortbleibt, dann ängstige ich mich .... Und dann habe ich die Quälerei, wenn am Tage darauf die Kunden kommen und nach ihm fragen. Soll ich ihnen etwa sagen: „Der Meister liegt in der Stube und schläft seinen Rausch aus?" .... Und dann kommen die Nachbarn und meinen spöttisch: „Herr Hubard ist aber heute Morgen recht früh zurückgekommen." ... Einmal hatte er sogar mit Anderen gerauft und war ganz blutig. Hörst Du, André, trinke nie: ein betrunkener Mann ist schlimmer als ein Thier."

Noch lange hätte sie so weiter gesprochen, wenn André sich nicht in seine Arbeit vertieft hätte. Sie schwieg, um den Sohn nicht zu stören, holte einen Stoß zerrissener Strümpfe, um sie zu stopfen, und so war denn nur das regelmäßige Tick-Tack der Uhr in dem kleinen Zimmer zu hören.

Die Zeit verging, es schlug 11 Uhr, es wurde Mitternacht, André klappte seine Bücher zu und rieb sich die Augen, er war müde.

„Hör' doch endlich auf," sagte die Mutter, „Du wirst Dir noch die Augen verderben. Und der Vater kommt wirklich nicht, wo er nur sein mag? Sicher in irgend einer Kneipe, wo er in schlechter Gesellschaft sein Geld vertrinkt. Wenn Du vielleicht ...."

„Ich weiß schon, was Du willst," unterbrach sie André; „nein, ich hole ihn nicht."

„Ach, thu' es doch! Sieh mal, Du brauchst nur bis zum Café Austerlitz zu gehen. Ich würde es ja selbst thun, aber wenn er getrunken hat, dann hört er nur noch auf Dich."

„Früher ja," antwortete André, „aber jetzt, wo ich erwachsen bin, ist ihm das unangenehm und mir auch."

Die Mutter bat und bettelte, und schließlich gab der Sohn nach.

„Heute will ich es noch einmal thun, aber es ist das letzte Mal."

Und verstimmt ging er fort.

IV.

Es war eine unfreundliche Nacht und empfindlich kalt. André zog die Mütze tief über die Stirn und Ohren und klappte den Kragen seines Mantels ganz hoch, während er die Enden des Halstuches vor den Mund hielt. Als er durch eine kleine Seitengasse ging, um den Weg abzukürzen, hörte er an der Ecke der Hauptstraße lautes Lärmen und Streiten, das aus einer Kneipe drang. Plötzlich wurde die Thür der Kneipe aufgerissen, und in dem hellen Lichtschein, der auf die Straße fiel, erkannte André seinen Vater, der im Handgemenge mit anderen betrunkenen Männern war. Nach verschiedenen Faustschlägen war Hubard hinausgedrängt und die Thür wurde wieder geschlossen.

André lief sofort seinem Vater nach, der hastig davonging.

„Halt' doch! .... Bleib' doch stehen!" rief er.

Hubard, in seinem Rausch, glaubte sich von einem seiner Kneipgenossen verfolgt.

„Was? Du w—illst mir zuL—eibe," rief er mit heiserer Stimme.

„Ich will ...."

Weiter kam André in seinem Zuruf nicht, denn der Tischler hatte sich jählings umgewendet und, ohne seinen Gegner im Dunkel zu erkennen, mit voller Wucht einen Stockschlag auf den Kopf des vermeintlichen Verfolgers geführt. Der stürzte denn auch wie eine schwere Masse auf das Trottoir, und Hubard, plötzlich ernüchtert, machte sich rasch davon.

Einen Augenblick lief er auf's Gerathewohl vorwärts; als er außer Athem war, hielt er an und suchte sich zu orientiren. Er mußte durch verschiedene kleine Querstraßen gelaufen sein, denn er befand sich in der Ceresstraße, einer der Hauptstraßen. Sein Renkontre hatte ihn etwas ernüchtert: er war mit sich unzufrieden und sprach zu sich:

„Ich habe vielleicht ein bischen stark zugeschlagen, aber warum wollte er mich festhalten? ... Ich mußte mich doch wehren ... Schad't nichts, ich habe doch zu stark geschlagen ... Ach was! Der Kopf wird ihm ein bischen brummen, weiter nichts ... Rasch nach Haus, Mutter wird schon böse sein."

Frau Hubard lag schon zu Bett und machte ihm bittere Vorwürfe.

„Wo kannst Du Dich nur um solche Zeit noch herumtreiben?" sagte sie.

„Wenn Du danach gefragt wirst, so sag' nur, Du weißt es nicht," antwortete der Tischler.

„Immer muß man Dich erst holen. Wo ist denn André?"

„Ist er nicht schlafen gegangen?"

„Ich habe ihn nach dem Café Austerlitz geschickt."

„Wie oft habe ich Dir schon gesagt, daß ich nicht geholt sein will! ... Ich bin doch kein Kind, zum Donnerwetter! ... Wenn Du das noch mal thust, komm' ich überhaupt nicht wieder nach Hause!"

Der Tischler fing an, sich auszuziehen, behielt aber die Beinkleider noch an; allmälig wurde er nüchtern.

„Wo nur André bleibt?" sagte die Mutter, „wenn ihm etwas passirt wäre?"

„Was soll ihm denn passiren," antwortete der Tischler und zuckte die Achseln. „Ihr Frauen habt doch immer Angst!"

V.

Hubard hatte sich eine Pfeife angezündet, um den Sohn zu erwarten. Die Uhr schlug zwei. Nun wurde er unruhig. Plötzlich klopfte es an der Ladenthür.

Hubard lief rasch hin, weil er glaubte, André sei es.

„Wer ist da?" fragte er.

„Ich, der Polizeiwachtmeister, machen Sie auf."

Der Polizeiwachtmeister? Hubard dachte an sein Abenteuer in der Rue Pathelin. Der dumme Schlag! Wahrscheinlich wollte man ihn verhören, vielleicht gar festnehmen. Für einen ehrsamen Handwerker und Familienvater wahrhaftig nicht sehr ehrenvoll, sich mit Strolchen auf der Straße zu prügeln .... So sah er denn ziemlich betreten aus, als er dem Beamten die Thür, die auf den Gang führte, öffnete.

„Herr Hubard", sagte der Wachtmeister, der den Tischler kannte, mit gedämpfter Stimme, „ich möchte Sie gern allein sprechen. Kann Ihre Frau uns von hier aus hören?"

„Nein, sie liegt im Bett .... ich weiß schon .... Sie kommen wegen ...."

„Hubard," meinte der Beamte und ergriff nach des Mannes Hand, „seien Sie mal recht muthig, ich bringe Ihnen eine schlechte Nachricht.

Der Tischler wurde vor Schreck blaß.

„Ich bin absichtlich als Erster gekommen, um Sie vorzubereiten," fing der Beamte wieder an; „es ist ... nämlich — Ihrem Sohn ist was zugestoßen."

„Meinem Sohn!" rief der Tischler, „Herr Gott ....!"

Frau Hubard hatte den Ruf gehört, nothdürftig bekleidet, kam sie herbeigestürzt.

„Unserm André .... ist ein Unglück passirt," jammerte sie.

Der Tischler streifte zornbebend, wie zum Kampf die Hemdärmel in die Höhe.

„Stern und Hagel!" rief er und schlug mit der Faust auf eine Hobelbank. „Ueberfallen — den schwächlichen Jungen! Das muß ja ein Thier, aber kein Mensch sein! Wie kann man so ein Kind angreifen!"

„Ruhig, Hubard, — sie bringen ihn schon."

„Herr Wachtmeister, sagen Sie die Wahrheit," jammerte die Mutter, „ist es sehr schlimm?"

Der Mann zog Hubard bei Seite.

„Hubard, Sie sind doch ein Mann! Beweisen Sie es jetzt; es ist sehr, sehr schlimm, aber ich verspreche Ihnen, daß wir den Täter schon finden werden."

„Ja! Der Elende muß gefunden werden, Herr Wachtmeister."

„Weit soll der feige Mörder nicht kommen!"

„Mörder?" schrie der Tischler, „man hat mein Kind — ermordet!? Heiliger Gott!"

Er rang nach Luft, während seine Frau in die Knie gesunken war und das Gesicht schluchzend in den Händen barg.

„Freund, Freund, geben Sie sich nicht so der Verzweiflung hin," suchte der Beamte zu trösten. „Es ist ein fürchterliches Unglück .... Er hat allem Anschein nach einen Stockschlag bekommen ...."

Bei den Worten wich der Tischler leichenblaß. Ein entsetzlicher Gedanke tauchte in ihm auf. Angstvoll stotterte er: „Sie glau ... glau ... ben, daß er mit einem St .... St .... ock ...."

„Ja, sagte der Wachtmeister, „jedenfalls mit einem Stockschlag. Wir haben den Knaben besinnungslos auf der Straße gefunden. Ich habe ihn vorsichtig aufgerichtet; er hat die Augen aufgeschlagen und auf meine Frage: „Wer hat Sie geschlagen?" hat er wie erschrocken geflüstert: „Ich weiß nicht", und dann ist er ohnmächtig geworden und ...."

„Und?" sagte die Mutter.

„Und gleich darauf war er todt! Aber wir werden den Verbrecher finden; er soll seiner Strafe nicht entgehen! Das Verbrechen ist in der Rue Pathelin geschehen."

Der Tischler schien wie vom Schlag gerührt; kalter Schweiß bedeckte sein Gesicht, die Augen quollen ihm fast zu den Höhlen heraus, er stotterte einige unzusammenhängende Worte und wäre haltlos vorübergestürzt, wenn der Beamte ihn nicht aufgefangen hätte.

VI.

Im selben Augenblick erschienen Leute, die auf einer Tragbahre den todten Knaben brachten.

Die Mutter stürzte sich auf den Todten, und mit gellendem Schrei sah sie die klaffende Schädelwunde. Während man das arme Weib von dem entsetzlichen Anblick fortzuführen suchte, hatte sich der Tischler hinter einen Haufen Bretter geflüchtet; bis zur Unkenntlichkeit verändert, rief er mit jammernder Stimme unausgesetzt:

„Ich hab's ja nicht gewollt! Ich hab's ja nicht gewollt!"

Mit Mühe nur konnte man ihn aus seinem Versteck hervorholen. Er war tobsüchtig .... Kaum Einer aus dem ganzen Stadtviertel fehlte bei dem Begräbniß Andrés. Sein Sarg war mit Blumen wahrhaft überschüttet.

Die ganze Polizeimacht war aufgeboten, um den Verbrecher zu entdecken, die genauesten Nachforschungen wurden angestellt, ... alles blieb vergeblich!

Hubards Wahnsinn war unheilbar, und nie ist das Geheimniß dieses blutigen Familiendramas aufgeklärt worden.

Zwischen zwei Wegen.

Von Hans Lindau.

Immanuel Kant, dessen Name in der Geschichte des menschlichen Geistes nie erlöschen wird, hatte auch einmal ein vorübergehendes Erlebniß zarter und gefühlvoller Natur zu erfahren. Der Verfasser dieser Geschichte ist sich bewußt, wahrheitsgetreu zu berichten, aber er fürchtet doch, daß man ihm keinen Glauben schenken werde; denn, so wird man fragen, wie kommt er zu dieser Kenntniß? Darauf könnte der Angegriffene erwidern, was der Wahrheit entspräche, und was weitläufig auseinandergesetzt werden müßte; aber er verzichtet lieber darauf von vornherein. Möge ihm glauben, wer ein freundliches Herz hat.

Es war im letzten Viertel des achtzehnten Jahrhunderts in einer deutschen Universitätsstadt, wo man sich bereits für alles interessirte und über alles Erdenkliche Vorträge hielt, hörte und schrieb. Der Held dieser Geschichte hatte soeben ein Kolleg über das Volk der Niederländer gehalten. Er war weder Geograph noch Historiker von Fach, aber er liebte alles Wissenswerthe und beschäftigte sich damit in größtem Stile. Wo er nicht viel Einzelnes wußte, da hatte er große Gesichtspunkte leicht bei der Hand, und weil ihm ein guter Theil der Welt durch Fleiß und Eifer bekannt geworden war, so war auch das zeitweilig Unbekannte ihm gleichsam vertraut. Er fühlte sich in der kleinen Welt menschlichen Wissens überall behaglich zu Hause. War er auch kein flotter Unterhalter, so lag doch ein künstlerischer Zug in seinem Vortrage, den unter der trockenen Hülle die Kenner doppelt werthvoll empfanden.

Er saß jetzt in seinem stillen Stübchen und vor ihm lagen kleine beschriebene Zettel, in denen er mit den mageren Händen behutsam herumkramte. Die Sonne ging eben unter und vergoldete im Scheiden die alte deutsche Stadt und die weite Landschaft ringsum, so weit die Augen der Bürger reichten. Einige bewunderten die „Tinten" des Abendhimmels, einige fühlten sich zur Andacht gestimmt, was wir hier unerwähnt lassen könnten, wäre es nicht von Wirkung auf unsere Gelehrten gewesen.

Nicht überall und immer gehen fromme Gefühle ohne Eindruck auf die umgebende Welt vorüber. Der Mensch als ein mittheilsames Erdenwesen befleißigt sich, was ihn im Inneren bewegt, auch äußerlich kräftig und angemessen zu verkünden, und nicht ungehorsam erweisen sich dem jetzigen Herrn der Erde seine angestammten Werkzeuge. Aus dem benachbarten Hause drang ein vielstimmiger Knabengesang fest und vertrauensvoll in den Abend heraus und herüber auch in das Denkergemach, so daß der Raum sich, für den Insassen störend bemerklich, mit rhythmischen Schwingungen gleichmäßig füllte. Dieser war kein Freund der Musik, besonders ihrer aufdringlichen Allgegenwart wegen. Er lehnte sich trübselig in den Stuhl zurück und streckte die Arme gegen den Arbeitstisch, daß er ein wenig rückte. Dann stand er auf, durchmaß das kleine Zimmer mit bedächtigen Schritten, setzte sich nieder, und seine ruhigen blauen Augen ließen den siegreichen Herrn der Situation erkennen. Er sah nach der Uhr; aber dies dauerte sehr lange, weiß Gott, was ihm dabei eingefallen sein mochte. Er lächelte ganz heiter vor sich hin. Dann aber nahmen seine Züge einen ernsten und kalten Ausdruck an, und während die Lichtstrahlen den ungeheueren, mit feinen blauen Aederchen an den Schläfen durchzogenen Schädel zum letzten Male umspielten, machte er sich, so gut es ging, trotz des Chorals an seine Arbeit.

Da öffnete sich sacht die Thür, und in sanfter Weise trat mit einer kleinen Oellampe in der Hand ein Diener herein, setzte die Lampe auf den Tisch neben seinen Herrn, bückte sich, schraubte noch ein wenig und ging hinaus, wie er gekommen. Nach einer kleinen Weile erschien er noch einmal und warf einen prüfenden Blick auf die Lampe, worauf er befriedigt und geräuschlos verschwand, während noch immer, laut und glaubensfroh, der fromme Gesang die Nachbarschaft durchtönte. Da geschah, gelinde gesagt, etwas Ungewöhnliches. Es klingelte, zu dieser Stunde, an der Wohnungsthür! Der Klingelton durchdrang vernehmlich die voll quellende Abendhymne und lenkte den einsamen Arbeiter von seiner Beschäftigung wiederum ab. Er hörte seinen Diener draußen mit einem weiblichen Wesen Worte wechseln, und da es ihm nicht behagte, die Außenstehenden zu belauschen, das Gespräch ihn aber doch fesselte, so stand er auf und ging selbst hinaus.

„Ist der Herr Professor noch zu Hause?" hatte sie, und „Natürlich!" hatte der Diener gesagt. Darauf hatte sie gemeint, daß dies eigentlich gar nicht so natürlich wäre, denn Professors seien nach dem Kolleg nicht nach Hause, sondern mit ihren Frauen zum Schützenhof gegangen, wo doch auch ihre Herrschaft, der Herr und die Frau Rektor, sei, mit denen sich der Herr Professor verabredet habe, und natürlich sei es überhaupt nicht, daß ...

Hier war der Diener einen Schritt zurückgetreten, und sie hatte ein Taschentuch vorgezogen, mit dem sie sich den rastlosen Mund bedeckte; denn der Professor war in der Thür zum Gange erschienen. Die Lampe, ihm im Rücken, beleuchtete seine zierliche, mittelgroße Gestalt. Er stand etwas vorgebeugt und zupfte mit einer Hand an seinem länglichen Arbeitsrocke, daß auch der kleine Zopf im Halse hinten davon erschüttert war.

„Ich hörte Sie sprechen! Da ist mir aufgefallen, daß Sie einen Irrthum begangen haben, wenn Sie meinten, daß ich mich mit dem Herrn Rektor verabredet habe. Es kommt leider oft vor, daß ich Kleinigkeiten vergesse, aber eine Verabredung würde ich nie vergessen, so lange ich über meine Gedanken verfügen kann. Nun, es hat ja nichts zu sagen," fügte er mit sehr gütigem Lächeln hinzu, als das Mädchen leicht erröthete. Er sah auf seinen Diener und sagte: „Es muß hier eine Verwechselung vorliegen, oder vielleicht ist der Ausdruck falsch gewählt worden, und der Herr Rektor hat mich auffordern wollen, zum Schützenhof zu kommen, ist aber dann daran verhindert gewesen, das kann ja wohl möglich sein."

„Natürlich!" sagte der Diener, und als fühle er, daß das keine hübsche Antwort auf den freundlichen Redefluß seines Herrn und Meisters gewesen, setzte er berichtigend hinzu: „Natürlicher Weise!" Worauf dieser wieder still lächelte.

„Item, hier liegt ein Irrthum vor," erklärte er endlich.

Die Dienstboten verhielten sich noch immer ruhig, und da der Abendgesang sein Ende erreicht hate, wurde die Stille um so fühlbarer.

„Um der Angelegenheit auf den Grund zu gehen, werde ich mich doch wohl zum Schützenhofe begeben müssen," sagte der Professor endlich, und da ihm nun das Mädchen erklärte, um den Herrn Professor dazu aufzufordern, sei sie ja eigens gekommen, und mit einem höflichen Gruße sich flink davonmachte, so blieb dem in seiner Arbeit gestörten Herrn nichts anderes übrig, als sich zum Abmarsch zu rüsten und, gefolgt von seinem Diener, welcher einen Regenschirm trug, was mehr der Gewohnheit als der augenblicklichen Nothwendigkeit entsprach, sein Heim zu verlassen.

„Gustav!" sagte der Voranschreitende an der Straßenecke und wandte sich um.

„Herr Professor?"

„Ich wollte Dir nur sagen, daß Du mit der Antwort „natürlicher Weise nicht viel Neues sagst, denn alles, was uns bekannt ist und bekannt werden kann, geschieht „natürlicherweise".

* * *

Der Herr Professor war an diesem Abend noch in eine heitere Gesellschaft gerathen, und die umgebende frohe Laune hatte auch ihn ungewöhnlich gesprächig gemacht. Er hatte mit leuchtenden Augen politische Dinge besprochen, und er hatte sein ruhiges vierzigjähriges Herz vor den Blicken eines schönen Fräuleins, der Tochter eines Rittergutsbesitzers in der Umgegend, nicht zu sichern verstanden. So kam es, daß er die muntere Gesellschaft in seltsamer Aufregung endlich verließ und während des Heimweges Gedanken nachhing, die sich sonst nicht bei ihm einstellten.

Es war ihm so wunderbar weich zu Muthe geworen wie noch nie zuvor in seinem stillen und kühlen Gelehrtenleben. Die gewöhnliche Härte seiner Denkgewohnheiten machte einem milden Gefühlsaufdämmern Platz, das ihn innerlich wärmend überzog wie eine wohlthuende Umhüllung. Dabei mochte er sich von seinem glücklichen Zustande zunächst gar nicht Rechenschaft ablegen, aus Scheu, die seltene Stimmung zu zerstören. Er ging in sanftem Sinnen und Träumen durch die laue Sommernacht. Und immer kehrten seine Gedanken zurück zu Allem, was sie gesagt hatte, und was er gesagt hatte, als habe das eine Bedeutung, die ihn tief erfreuen könnte. — Die Wohnung war schneller erreicht, als ihm lieb war, denn er war rüstig zugeschritten. Nun zögerte er einen Augenblick, ob er nicht noch länger die Nachtluft genießen wollte; aber er betrat dann doch die steile Treppe. Es widerstrebte ihm, sich gehen zu lassen, wie es sein Herz verlangen mochte. Es zog ihn hinaus in die schöne Mondnacht, die über der giebelreichen Stadt ausgebreitet lag; aber stärker als der Zug des Gemüthes war in seiner Brust die ungebrochene Herrschsucht eines klaren und tiefen Willens nach Würde. Er ging, geführt von seinem Diener Gustav, der eine Laterne angezündet hatte, die Stufen hinauf, und die schmalen Lippen seines feinen Mundes lagen fest auf einander. Als wenn Gustav auch etwas Herzliches auf dem Gewissen hätte, seufzte dieser leise und zahlte damit der Natur ihren Zoll für sich und seinen stillen Gebieter.

Oben angekommen, versah Gustav noch die üblichen Obliegenheiten seines Dienstes und zog sich dann zurück.

„Gute Nacht, Herr Professor! sagte er sanft.

„Gute Nacht! antwortete Jener leise.

Er blieb vor seinem Schreibtisch sitzen. Die freundliche Heiterkeit war von ihm gewichen. Als wenn die Entscheidung für das Nachhause- statt längerem Spazierengehen seinen goldigen Gedankenzügen den Faden abgeschnitten hätte, und nun kein Raum der süßen Träumerei mehr gegönnt werden durfte, war schwere Niedergeschlagenheit plötzlich in ihm eingezogen. Er war wieder unerbittlich scharf und streng mit sich selber. In dieser Temperatur konnte das junge Pflänzlein freilich nicht gedeihen; aber noch war er es ja selbst, der litt, noch war er nicht der Meister, sondern der von Leidenschaft besessene Mann; dennoch wußte er schon, wie es enden, und daß er Meister werden würde.

War es denn wirklich unmöglich? Er nahm einen Bleichstift und schrieb auf einen kleinen Zettel eine Reihe von Fragen, die er sorgfältig nummerirte, und bei deren Beantwortung er so gewissenhaft verfuhr, daß die Thurmuhr die dritte Morgenstunde verkündete, als er die letzte Zeile niedergeschrieben hatte. Nun war alles reiflich erwogen. Es sollte der eine Weg eingeschlagen werden, der einzige, den er mit strenger Gerechtigkeit vorzuziehen hatte vor allen Seitengäßchen. Ich bin zu arm, sagte er sich, um eine Familie angemessen zu begründen, und noch habe ich mich nicht in Gefühlen verzärtelt. Ich habe nichts gesagt, woraus die junge Dame auf meinen gehegten Wunsch, unsere Bekanntschaft fortzusetzen, schließen kann. Ich habe nichts gutzumachen, ich habe die Pflicht, nun zu schweigen. So soll es sein!

Und er entkleidet sich endlich und legte sich nieder; aber seine Augen schlossen sich nicht, sondern blieben in tiefer Trauer auf die Zimmerdecke geheftet, als wollten sie dieselbe durchbohren und seinen Blick in des Himmels unendliche Weiten dringen lassen.

Am nächsten Morgen ging er ruhig an seine Arbeit, ruhig, obwohl mit weichem, schmerzempfindlichem Inneren. Er schrieb einige milde Betrachtungen und bemühte sich um die abstraktesten Dinge, wie es sein innerer Beruf erforderte. Ein Student, der den Famulusdienst der geographischen Vorlesungen versah, hatte den Herrn Professor, mit dem er einige Worte vor dem Kolleg wechseln durfte, denn der Professor pflegte eine halbe Stunde vorher zu kommen, auf eine hübsche Rezension über die damals viel genannte Allgemeine Theorie der schönen Künste von Johann Georg Sulzer aufmerksam gemacht. Sie stand in den Frankfurter gelehrten Anzeigen und endigt mit den Worten: „Kenner des menschlichen Herzens mögen entscheiden, ob eine Leitung und Verfeinerung des Gefühles durch Blumenpfade einer lachenden Landschaft nicht geschwinder zum Ziele führe als die kürzeste mathematische Linie des moralischen Räsonnements." — Der Professor las diese Zeilen eines noch unbekannten jungen Skribenten, und er lächelte freundlich, sagte dann aber doch: „Es liegt jetzt nicht auf meinen Wegen, mein Guter! Aber es ist artig gesagt, was er sagt, der Kritikus. Sulzer ist ein wenig moros gegen Wieland, und obwohl Wieland ein Epikuräer ist, so sieht der Wahrheitsfreund es doch gern, wenn man den ehrlichen Mann vertheidigt, der doch Wieland ist. Ich bin allerdings kein Epikuräer."

Dies waren seine Worte, und er ging, nicht ohne weltmännische Geschmeidigkeit in der Haltung, nun zum Lehrstuhl, wo er der Jugend und einigen älteren Gästen vom Volk der Niederländer berichtete. An diesem Tage war sein Vortrag besonders anziehend, denn er sprach mit ungemein theilnehmendem Herzen von der derben Tüchtigkeit, dem Muth und der Arbeitskraft des kleinen Volkes, und in seinem kurzen geschichtlichen Abriß leuchtete eine Schönheit, wie sie ähnlich die Schillersche Schilderung birgt, die er freilich noch nicht gelesen haben konnte.

* * *

Bene qui latuit bene vixit. Gut hat gelebt, wer, ohne Aufhebens zu machen, sein Schicksal getragen hat. Der große Mann war nach dieser Episode in seinem stillen Gelehrtenleben kaum anders geworden. Er hatte sein Exempel mit eins gelöst, und das Resultat konnte, wie er wußte, durch längeres Rechnen nicht richtiger werden, auch hatte er keine Zeit zu unnützem Rechnen.

Er ging vorwärts auf seiner Straße, vorwärts mit mächtigen Geistesschritten. Es ist unmöglich, ohne Rührung an seine Fortschritte zu denken, die nur so, unter völligem Verzicht auf alles unlautere Beiwerk im Gedenken möglich wurden. Es ist eine Hoheit und Reinheit in seinen Schriften, die nicht leicht wird übertroffen werden können.

Das Glück, nach dem er keinen Finger ausstreckte, ging ihm nicht verloren. Das strenge Antlitz wurde mit den Jahren immer friedlicher und ehrwürdig schöner. Sein Blick war von großer Sanftheit und Güte. Die vielen kleinen Runzeln und Fältchen in seinem hageren Gesicht erzählten von einer Verfeinerung und Bildung des Menschen, nicht minder erfreulich für den Naturfreund als die Blumenpfade der lachenden Landschaft, von denen der junge Goethe geschrieben hatte. Noch immer pflegten die mageren Hände an seinem Schreibtische unter kleinen Zettelchen mit Notizen behutsam zu wählen und zu graben.

Es war an einem Sommerabend wie damals, da spielte der Zufall ihm die Notizen, die er in jener Nacht geschrieben hatte, vor die Augen, und als er sie ruhig durchgelesen hatte, zerriß er das Blättchen. Er sah dabei ernst und gütig aus. Er hatte nichts zu bereuen und nichts zu beklagen. Er warf einen langen Blick hinaus über die Giebel der alten Stadt Königsberg in weite blaue Fernen. Dann rückte er energisch den Stuhl zurecht und machte sich an seine Arbeit.

— Dreieckige Nägel kommen unter den Bauschreinern des Ostens in Gebrauch. Sie sollen sich vorzüglich bewährend. Viereckige Nägel zersplitterr gar zu leicht das Holz, in das sie getrieben werden, und runde Nägel halten schlecht. Die neuen dreieckigen Nägel beschädigen das Holz angeblich nicht und sitzen fest. An Australien braucht man übrigens schon seit Jahren dreieckige Nägel zum Vernageln der Kisten, in welchen Frucht über das Meer versandt wird.